

dreiundfünfzig

DER VERGESSENE VOLKSAUFSTAND VOM 17. JUNI



Editorial

Liebe Leser,

60 Jahre 17. Juni 1953. Und weiter? Es gibt Tage, an die man sich erinnern muss. Der 8. Mai 1945 und der 9. November 1989 gehören sicherlich dazu, weil es Tage sind, die den Lauf unserer Geschichte besonders beeinflusst haben. So zumindest haben wir es in der Schule gelernt. Aber was ist am 17. Juni passiert, dass er uns im Gedächtnis bleiben sollte?

Streikende Menschen und Panzer. Viel mehr wussten wir nicht, als wir uns für das Seminar „Geschichtsträchtig: Der 17. Juni 1953“ angemeldet haben. Aber dann haben wir zehn Tage lang in Berlin recherchiert, und Vieles hat uns gepackt:

Zum Beispiel die Erinnerungen von Fred Ebeling. Beim Aufstand vor dem Haus der Ministerien fürchtet er um sein Leben, als die Panzer vorfahren. Innen hofft dagegen Stasi-Leutnant Günter Tschirschwitz auf viele Festnahmen.

Oder die Entschlossenheit von Maurerlehrling Harry Springstubbe. Der 20-Jährige demonstriert auf der Stalinallee und will, dass alle mitmachen. Er fährt zum deutsch-amerikanischen Rundfunk RIAS, fordert einen Aufruf zum Generalstreik im Radio; für den Sender eine schwierige Lage.

Und die Geschichte von Hardy Firl. Der 17. Juni 1953 hat sein Leben verändert. Er forderte freie Wahlen und bekam 1.000 Tage Zuchthaus – in Rummelsburg. Dort, wo seine Zelle war, stehen heute moderne Wohnhäuser. Mit uns war er ein letztes Mal vor Ort.

Der Mut der Menschen, die auf die Straße gegangen sind, hat uns beeindruckt. Sie haben sich gegen das autoritäre System aufgelehnt, obwohl sie wussten, dass ihnen harte Strafen drohen. Diese Courage wünschen wir uns auch.

Wir hoffen, unsere Geschichten können Sie genauso begeistern.
Viel Spaß beim Lesen!

die Redaktion



Inhalt

- 6 **Bis die Panzer kommen** Der Eine steht am 17. Juni 1953 auf der Straße und fordert Demokratie, der Andere beobachtet im Auftrag der Staatssicherheit die Demonstranten. Zwei sehr unterschiedliche Perspektiven auf den Volksaufstand.
- 9 **"Sie könnten den dritten Weltkrieg starten"** Die Redakteure des RIAS geraten am 16. Juni in Bedrängnis: Die Amerikaner verlangen sachliche Berichterstattung, die deutschen Demonstranten Unterstützung.
- 12 **Die Lebensaufgabe** Am 17. Juni marschiert Hardy Firl an der Spitze des Demonstrationszuges mit. Er wird festgenommen und im Zuchthaus eingesperrt. Sechzig Jahre später besucht er noch einmal die Orte, die sein Leben verändert haben.
- 15 **Empört Euch!** Bei einem Betriebsausflug zum Müggelsee fällt bereits am 13. Juni zum ersten Mal das Wort „Streik“. Eine Rekonstruktion des Tages, an dem wahrscheinlich alles begann.
- 18 **Wie die Stasi mächtig wurde** Im Interview erklärt Roland Jahn, Bundesbeauftragter für Stasi-Unterlagen, wie der 17. Juni die Stasi beeinflusst hat und warum der Aufstand noch weit in die 80er Jahre hineinwirkte.
- 20 **Macht Platz!** Die Aufständischen sind noch heute im Berliner Straßenbild zu sehen: Vor dem Bundesfinanzministerium ist den Demonstranten ein Denkmal gewidmet - das allerdings nicht auf den ersten Blick zu erkennen ist. Eine Spurensuche.
- 23 **Kennen Sie sich aus?** Testen Sie ihr Wissen! Ein Quiz zum 17. Juni 1953.
- 24 **Die Legende sagt** Zum 60. Jahrestag haben sich Historiker noch einmal durch die Dokumente des Volksaufstandes gewühlt und die gängigen Theorien auf den Prüfstand gestellt.
- 27 **Vergiss mich nicht** Jungen Menschen fällt es schwer, sich die Ereignisse des 17. Juni vorzustellen. Wenn Zeitzeugen erzählen, wird die Geschichte lebendig. Ein Schulbesuch mit einer 85-Jährigen.
- 30 **Alphabet des Widerstands** 25 Stichwörter zum Volksaufstand.
- 32 **Fußball im Kopf** Bald beginnen die Feierlichkeiten zum Jubiläum. Viele aus der Generation der Unter-30-Jährigen können mit dem Tag jedoch nichts mehr anfangen. Warum das niemandem Angst machen muss – ein sehr persönlicher Erklärungsversuch.
- 34 **"Es geht nicht ohne Dich"** Warum wir uns erinnern müssen: Drei Fragen an Rainer Eppelmann, Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur.
- 35 **Geboren am 17. Juni** Vier Geburtstagskinder aus drei Generationen erzählen, was dieser Tag für sie bedeutet.
- 37 **"Ich werde nie vergessen ..."** Die Autoren von *dreiundfünfzig* stellen sich vor.



"Das war für mich halber Krieg.
Wenn da 20 Panzer ankommen
und in die Masse rein fahren.
Aber der Staat kann solche
Randalen einfach nicht dulden."



Bundesarchiv B 285 Bild-L0090 Foto: o. Ang. 17. Juni 1953

Günter Tschirschwitz, 82, ehemaliger Oberstleutnant der Staatssicherheit, 1953 Abteilung Personenschutz

Tausende Menschen versammeln sich am 17. Juni 1953 auf dem Platz vor dem Haus der Ministerien.

Bis die Panzer kommen

von Anne Weißschädel

Fred Ebeling demonstriert für Gerechtigkeit in der DDR, Günter Tschirschwitz arbeitet für die Stasi und schützt die Politiker des Systems. Beide stehen sich am 17. Juni 1953 am Haus der Ministerien gegenüber - eine Chronik.

8.30 Uhr – Günter Tschirschwitz tritt vor das Haus der Ministerien (heute Bundesfinanzministerium) und beginnt seinen Dienst als Beobachter der Stasi. Er hat in den Schlafräumen der Staatssicherheit übernachtet, nachdem der RIAS am Abend zuvor die Streikmeldung der DDR-Bauarbeiter gesendet hat. Jetzt

mischt er sich möglichst unauffällig unter die ersten Demonstranten, die in kleinen Gruppen den Platz betreten. Noch ist alles friedlich.

8.45 Uhr – Mehrere tausend Menschen aus ganz Berlin sind dem Aufruf gefolgt, die Arbeit niederzulegen, und haben sich um den Strausberger Platz versammelt. Der erste Demonstrationzug

setzt sich langsam in Richtung Potsdamer Platz in Bewegung.

9.04 Uhr – Fred Ebeling sitzt in der S-Bahn Richtung Berlin. Der Arbeiter vom Stahlwerk Henningsdorf hat heute seinen freien Tag und will seine Freundin besuchen. Im Abteil unterhalten sich die Leute darüber, dass seine Kollegen aus Henningsdorf schon vor Stunden losgelaufen seien, um in Berlin zu demonstrieren. Ebeling ist erstaunt, am Abend zuvor hatte doch noch niemand darüber gesprochen. Andererseits weiß er auch um die schlechte Stimmung im Betrieb. Die schwierige Versorgungslage und die Normerhöhung waren schon für mehrere Kollegen ein Grund, in den Westen abzuhausen. Auch Ebeling ist genervt von der Situation. Er beschließt, am Nordbahnhof auszusteigen, um die Kollegen an der Chausseestraße abzufangen.

9.36 Uhr – Obwohl es immer wieder regnet, strömen mehr und mehr Demonstranten auf den Platz vor dem Haus der Ministerien. Günter Tschirschwitz beobachtet, wie sich eine kleine Gruppe aus der Menge löst und den Kiosk gegenüber stürmt. Andere plündern das Warenhaus nebenan. Das macht ihn wütend. Die Demonstration gegen die Normerhöhung findet er in Ordnung. Zerstörung und Plünderungen darf der Staat aber auf keinen Fall dulden.

9.48 Uhr – Die Masse fordert immer wieder lautstark eine Stellungnahme der SED-Politiker. Doch es lässt sich niemand blicken. Mehrere Demonstranten wollen jetzt ins Haus der Ministerien, um ihre Forderungen vorzutragen. Tschirschwitz gibt Anweisung, eine Gruppe von rund 20 Leuten hinein zu lassen. Wenn die Kollegen Schnaps und gestohlene Dinge finden, denkt er sich, können sie die Demonstranten schnell verhaften.

9.50 Uhr – Ein Stasi-Beobachter meldet rund 60.000 Personen, die vom Potsdamer Platz zum Haus der Ministerien marschieren. Die Sowjetische Armee rückt unterdessen mit 600 Panzern in Richtung Berlin Zentrum vor. Schon am Abend hatte die Sowjetführung die Panzer in der Kommandantur Karlshorst vor Berlin in Bereitschaft versetzt.



Dienstausweis der Volkspolizei

Mit 19 Jahren in seiner Polizeiuniform, kurz nach seinem Dienstantritt.



10.13 Uhr – Fred Ebeling hat seine Kollegen gefunden. Unterwegs stoßen immer mehr Menschen zum Demonstrationzug dazu – sie sind jetzt 6.000.

10.20 Uhr – Das Gedränge um Günter Tschirschwitz wird immer dichter. Dann sieht er die ersten Steine auf das Haus der Ministerien fliegen. Fassungslos hört er, wie die Demonstranten schreien: „Die Regierung muss weg.“ „Der Spitzbart muss weg.“ „Wir wollen Freiheit und Einheit Deutschlands.“ Das ist doch Schwachsinn, denkt er noch. Er glaubt fest an den SED-Staat.

11.03 Uhr – Fred Ebeling kommt im Zug der Henningsdorfer Demonstranten am Haus der Ministerien an. Es ist eng, voll und laut. Er freut sich, dass so viele Leute endlich einmal offen gegen Normerhöhungen, Enteignungen und die schlechte Versorgungslage protestieren. Er hat aber auch Angst, dass sich die Sowjets das nicht lange gefallen lassen. Günter Tschirschwitz zieht sich derweil ins obere Stockwerk im Haus der Ministerien zurück. Das Gedränge auf dem Platz ist so groß, dass die Stasi nichts mehr ausrichten kann.

11.18 Uhr – Die sowjetischen Panzer rollen weiter in Richtung Stadtzentrum vor. Am Lustgarten wird ein Arbeiter von einem Panzer überfahren.

12.00 Uhr – Die DDR-Sicherheitskräfte stoppen die öffentlichen Verkehrsmittel, um neuen Demonstranten den Zugang zum Zentrum zu erschweren.

12.47 Uhr – Die Demonstranten werden immer aggressiver. Als Fred Ebeling entdeckt, dass sie den Kiosk angezündet haben und immer mehr Leute mit Steinen werfen, wird er langsam nervös. Dann hört er von weitem ein bekanntes Kettengeräusch: Panzer. Fred Ebeling hat Angst. Es könnte jederzeit geschossen werden. Er will jetzt nur noch weg, sein Leben retten.

13.00 Uhr – Die sowjetische Besatzungsmacht verhängt den Ausnahmezustand. Günter Tschirschwitz beobachtet von seinem Fenster aus mit Genugtuung, wie die Panzer langsam die Masse zurückdrängen. Er ist erleichtert, dass der Platz endlich geräumt wird. Einige werfen Steine gegen die Panzer, aber die meisten ergreifen die Flucht.

14.00 Uhr – Der Platz ist wieder frei, der Volksaufstand dort ist beendet.



Fred Ebeling mit Anfang 20

"Ich war froh, dass wir die Missstände einmal laut aussprechen konnten."



Fred Ebeling mit 80



Ein Volksempfänger aus den 50ern. Ca. 80 Prozent der Haushalte hatten ein solches Gerät zu Hause stehen.

"Sie könnten den dritten Weltkrieg starten!"

von Franziska Schwarzmann

Am 16. Juni 1953 geraten die Redakteure des RIAS in Bedrängnis. Die Amerikaner verlangen vom "Rundfunk im Amerikanischen Sektor" sachliche Berichterstattung, die deutschen Demonstranten fordern Unterstützung.

Harry Springstubbe fragt sich durch beim RIAS, wiederholt seinen Satz so lange, bis ihm jemand zuhört: „Ich komme von der Streikbewegung und möchte über den RIAS zum Generalstreik aufrufen.“ Es ist der 16. Juni 1953, und seit dem Morgen streiken die Bauarbeiter der Stalinallee gegen die Normerhöhungen. Springstubbe ist direkt von dort mit der S-Bahn zum Radio gefahren. So wie er war, in seinem weißen Maureranzug. Vorbereitet ist der 20-Jährige nicht, aber entschlossen. Alles, was er auf der Straße erlebt und gesehen hat, will er den Redakteuren erzählen. Endlich hört ihm im Funkhaus einer zu. Und reagiert verstört: „Wissen Sie, was Sie da sagen? Wollen Sie diplomatische Zwickigkeiten hervorrufen?“. Springstubbe ist enttäuscht. „Wir hatten so viel Mut, wir wollten mehr.“, erinnert sich der heute 80-Jährige. Diese Reaktion hatte er vom RIAS nicht erwartet.

„RIAS. Eine freie Stimme in einer freien Welt.“ – so lautete der Erkennungsspruch des Radios im Amerikanischen Sektor. Der RIAS sendet Nachrichten aus aller Welt, Reportagen und Musikshows. Die Amerikaner haben den Sender 1946 in Berlin gegründet. Die Deutschen sollten in dem Sender die Stimme der Siegermächte hören, der Demokratie zuhören. Am 16. Juni 1953 rauschen im RIAS-Funkhaus an der

Kufsteiner Straße minütlich neue Meldungen über streikende Bauarbeiter ein. Chefredakteur Egon Bahr hängt seit dem Morgen am Telefon, um sich mit den Verantwortlichen im Sender, im Bundeskanzleramt und mit den Amerikanern über das weitere Vorgehen abzustimmen. „Seien Sie vorsichtig. Sie könnten den dritten Weltkrieg starten“, warnt ihn der amerikanische RIAS-Direktor. Bahr erinnert sich gut an diesen Tag. „Die Amerikaner trugen die Verantwortung für das Programm, das wir Deutschen gestalteten. Wir sollten sachlich berichten und uns nicht einmischen“, sagt er heute.

Das allerdings fällt ihm schwer, schließlich sind es die eigenen Landsleute, die sich draußen auf der Straße gegen das System auflehnen. Im Foyer des RIAS fleht Springstubbe: „Sonst singen Sie auch keine Lobeshymnen auf die SED, da können Sie uns heute doch nicht im Stich lassen!“ Die Redakteure wissen nicht, wie sie reagieren sollen. „Die kamen richtig ins Stottern“, sagt Springstubbe. „Reagiert haben sie aber nicht.“ Entmutigt verlässt er den Sender.

Als Egon Bahr von dem Vorfall im Foyer hört, beschließt er, mit den noch anwesenden Streikenden über ihre Forderungen zu sprechen. „Aber ich hatte ein striktes Verbot, die Forderungen der Streikenden direkt zu senden“, sagt er. Er entscheidet sich schließlich für einen Kompromiss, der sowohl die Arbeiter als auch die Amerikaner zufriedenstellen würde: Die Abendnachrichten berichten ganz nüchtern über die Streiks und die Kernpunkte der Forderungen. Gleichzeitig erlaubt Bahr dem West-Berliner DGB-Vorsitzenden Ernst Scharnowski, einen Kommentar zu sprechen.

Am Abend des 16. Juni 1953 können alle RIAS-Hörer die Forderungen nach Abschaffung der Normerhöhung, Rücktritt der Regierung und freien Wahlen hören. Scharnowski ruft in dem Kommentar die Bürger der DDR auf, sich überall ihre Strausberger Plätze zu suchen. Der Strausberger Platz in Berlin ist der Ort, an dem am 16. Juni 1953 in Berlin die ersten Proteste starteten. Er ist das Symbol für den Aufbruch. In Leipzig, Jena, Chemnitz

und vielen anderen Städten beginnen nach dem Appell ebenfalls Streiks und Demonstrationen. Die Leute malen Transparente, auf denen exakt die Forderungen aus der RIAS-Meldung zu lesen sind.

Diese Forderungen sprechen vielen Menschen in der DDR aus dem Herzen, auch Harry Springstubbe. Nachdem er den Sender verlassen hat, fährt er geknickt nach Hause. Abends sitzt er mit seinen Eltern im Wohnzimmer in Berlin-Köpenick. Natürlich läuft im Radio der RIAS. Familie Springstubbe hört gern diesen Sender. Fast 70 Prozent der DDR-Bürger erfahren über den Sender von der Welt des Wohlstandes, von Ludwig Ehrhardt und dem Wirtschaftswunder, der D-Mark und der sozialen Marktwirtschaft. Die Versorgung im Osten ist 1953 katastrophal. Es gibt kein Getreide, kein Mehl, und wenn etwas da ist, dann zu wenig.

Als Springstubbe um 22.00 Uhr die Meldungen im RIAS hört, jubelt er. „Das war toll, dass sich endlich was bewegt“, sagt Springstubbe. Stolz ist er natürlich auch. Er hat seinen Teil zum Aufstand beigetragen, so sieht er das heute. Inzwischen kann er die Reaktionen der RIAS-Redakteure, die ihn nicht ernst genommen haben, sogar verstehen. „Zum einen war ich in meinen Maurerklamotten völlig ungläubwürdig, zum anderen kam das auch für die völlig überraschend“, sagt er.

Nach den Nachrichten um 22.00 Uhr steht für ihn jedenfalls fest: Am nächsten Tag würde er pünktlich um 7.00 Uhr am Strausberger Platz stehen.

Das ehemalige RIAS-Funkhaus am Hans-Rosenthal-Platz. Heute sendet das Deutschlandradio von hier.





Am 17. Juni 1953 marschiert Hardy Firl an der Spitze eines Demonstrationszuges. Er wird festgenommen, verhaftet und im Zuchthaus Rummelsburg eingesperrt. Sechzig Jahre später begibt er sich noch einmal an die Orte, die sein Leben verändert haben.

Hardy Firl kennt diese Straße, die früher Stalin-Allee hieß, in- und auswendig. Am 17. Juni 1953 ist er einer von jenen hunderttausend, die dort ihre Stimme gegen Walter Ulbricht und Otto Grotewohl und das System erheben. Firl, 81, hat wenig vergessen von diesem Tag. Er ist immer noch hellwach und politisch interessiert: an Pussy Riot, Merkel und dem Atom-Ausstieg.

Firl zieht seine Baseballmütze ein wenig tiefer ins Gesicht, verschränkt die Hände auf dem Rücken und läuft die Karl-Marx-Allee hinab. Von den Bäumen rieselt Schnee auf den Lammfellkragen seiner schwarzen Fliegerjacke. Winter? Firl rümpft die Nase. Sein Lieblingsmonat ist der Juni.

Am 17. Juni 1953, dem Tag, der sein Leben für immer verändern wird, trägt Firl Florida-Hemd und Jeans. Zusammen mit tausenden Berlinern marschiert er in Zehnerreihen über die

Die Lebensaufgabe

von Julia Brömse

Das Wetter lässt die Berliner S-Bahn an diesem Dienstag mal wieder ein wenig langsamer fahren. Schon seit den frühen Morgenstunden schneit es. Dicke, nasse Flocken fallen auf den Asphalt in der Karl-Marx-Allee und schmelzen in den Schlaglöchern zu Pfützen zusammen. Die Autos rauschen an den hellgrauen Plattenbauten vorbei, Richtung Fernsehturm.

Stalinallee. Firl ist ganz vorne dabei. „Freie Wahlen“ steht auf dem Banner, das er in der rechten Hand trägt. Doch der stumme Protest genügt ihm nicht, er will sich Gehör verschaffen. Mit zwei anderen Demonstranten stürmt der 21-jährige Kraftfahrer einen Funkwagen und fordert von den Volkspolizisten die Mikros. Endlich kann er seinen jahrelang aufgestauten Missmut über die vielen kleinen Schikanen herausschreien. „Freie Wahlen“, „Absetzung der Handelsorganisation und der Regierung!“, brüllt Firl ins Mikro. Hinter den Gardinen der Prachtbauten im Zuckerbäckerstil stehen die Parteigenossen und beobachten die Demonstranten, einige machen Fotos. Auch Firl wird abgelichtet, er ahnt es, aber es juckt ihn nicht. Er fühlt sich wie im Rausch.

„Wir dachten, jetzt schaffen wir's, jetzt kommt die Einheit, der Umschwung. Tja.“, sagt Firl und zuckt mit den Schultern. „Das haben wir wirklich geglaubt.“ Er ist jetzt im „Café Sibylle“ angekommen, wählt einen Platz am Fenster mit Blick auf die Straße und bestellt Kaffee und Käsekuchen. An den Wänden des Cafés, das 1953 noch „Trinkhalle“ hieß und inzwischen ein kleines Museum ist, hängen Bilder von Stalin, vom Volksaufstand und von den Panzern, die den Protest niederschlugen.

Noch bevor Firl am 17. Juni die Panzer sehen kann, spürt er sie. Er steht am Alexanderplatz, sie kommen von allen Seiten, pechschwarz und dröhnend laut. Die Vibrationen der Kettenlager kitzeln unter seinen Füßen. Firl kennt dieses Gefühl. Geboren 1931 in Kreuzberg, erlebt er den Krieg hautnah mit. Fliegeralarm, Essensrationen, Kinderlandverschickung. 1944 zieht die Familie aus der Wohnung in der Kreuzberger Oranienstraße aus. Drei Tage später fällt eine Bombe auf das Haus. Niemand überlebt. Im Mai 1945 kommen die Sowjets und vertreiben die Familie aus der neuen Wohnung. Die Firls flüchten in eine alte Fliegerbaracke.

Hardy Firl vor der Ausstellungswand zum 17. Juni im Café Sibylle



Erklärungen zur Karte



Am 17. Juni 1953 muss Firl am Alexanderplatz wieder vor den Russen fliehen. Doch diesmal kommt er nur bis zum Ostbahnhof. Dort umzingeln die Volkspolizisten die Demonstranten und laden sie auf Lastwagen. Sie greifen jeden, den sie kriegen können. Firl hat keine Chance zu entkommen, er wird zum Magerviehhof nach Friedrichsfelde transportiert.

Was dann passiert, nennt er das schlimmste Ereignis seines Lebens: „Die Scheinerschießung. Das können Sie sich nicht vorstellen. Das kommt hoch.“ Kurze Pause. Firl atmet tief aus. „Wir mussten uns an die Wand stellen, Hände hoch, Beine breit, drei Stasi-Leute mit Maschinengewehren im Rücken, die Läufe auf uns gerichtet.“ Der alte Mann hat Tränen in seinen blassblauen Augen. „Da hatte ich die größte Angst meines Lebens.“ Firl dreht an seinem Siegelring. „Und alles bloß, weil ich meine Meinung gesagt habe“, sagt er und blickt auf die Bilder der Demonstranten, die an der Wand im Café Sybille hängen.

Auch von Firl gibt es ein Bild vom 17. Juni. Es zeigt den jungen Mann im Florida-Hemd inmitten einer Menschenmasse, sein Kopf ist weiß eingekreist. Als der Richter ihm im Juli 1953 im Gerichtssaal dieses Foto zeigt, ist jede Ausrede zwecklos. Wegen Anstiftung zum Streik und Hetze gegen die Regierung wird er zu drei Jahren Zuchthaus in Rummelsburg verurteilt.

Das alte Gefängnis ist heute ein schicker Wohnkomplex für Familien. Vor die roten Backsteinhäuser wurden Veranden gebaut, darauf stehen Strandkörbe. Zwischen den Gebäuden haben die Bewohner Kleingärten angelegt, in die alte Zucht-haus-Wäscherei ist eine Kita eingezogen. Eine Katze läuft über den Weg. Firl beugt sich runter und streichelt das Tier. „Guck mal, die Knastkatze von Rummelsburg.“ Er lacht.

Gleich nach seiner Ankunft in Rummelsburg im Juli 1953 werden Firl die Haare abrasiert. Aufstehen um sechs Uhr früh, Hofgang am Nachmittag in Holzpantinen. Wer sich unterhält, dem werden drei Freigänge gestrichen. Arbeiten ist den politischen Häftlingen nicht erlaubt. Sein Vater besucht ihn nicht ein einziges Mal. Paul Firl, ein treuer Genosse der SED, verzeiht seinem Sohn niemals, dass er gegen den Staat und die DDR aufbegehrt hat. Das Verhältnis zu seinem Vater bleibt bis zu dessen Tod 1994 schwierig.

1956 wird Firl aus der Haft entlassen. Er wartet noch eine Woche, dann macht er rüber. Aber lange bleibt Firl nicht im Westen. „Ich habe meine Familie und meine Freunde vermisst.“ 1958 lernt Firl seine Frau beim Tanzen kennen. Sigrid und Hardy Firl heiraten ein Jahr später, bekommen zwei Kinder und ziehen nach Lichtenberg im Ostteil der Stadt. Dort wohnen sie noch heute.

Ruft man Sigrid Firl an und fragt, wie ihr Mann mit den Erlebnissen umgegangen ist, dann bittet sie um Bedenkzeit. „Ich muss mich erst einmal erinnern“, sagt die alte Dame und lacht. Später sagt sie: „Er hat nie in der Öffentlichkeit darüber gesprochen. Nur mir und seinem besten Freund hat er sich anvertraut.“ Aber weggesteckt hat er das nie, glaubt Sigrid Firl. „Wenn heute eine Tür zufällt, dann zuckt er immer noch zusammen.“ Erst als die Mauer fällt, tritt Firl der „Vereinigung 17. Juni 1953“ bei.

Firl war lange nicht mehr in Rummelsburg. 23 Jahre hat er den Ort gemieden, an dem er drei Jahre seines Lebens verloren hat. Wie fühlt es sich an, wieder hier zu sein? Firl zuckt die Schultern, winkt ab. „Naja, das ist halt ein komisches Gefühl. Was soll ich sagen.“ Firl blickt auf den alten Wachturm. Dann sagt er: „Ach, furchtbar war das. Jetzt ist auch genug.“ Firl mag nicht mehr. Er will endlich vergessen. Eine Frau kommt vorbei, sie hat gerade ihr Kind aus der Kita geholt. Hardy stürmt auf sie zu, spricht sie an, erzählt ihr, dass er an diesem Ort drei Jahre im Gefängnis saß. Der 17. Juni lässt ihn nicht los, selbst wenn er will.



Wo Hardy Firl früher in der Zelle saß, stehen heute moderne Wohnhäuser.



Bundesarchiv B 183-M0611-0007 Foto: Kutscher (vorehel. Kubiziel), Sigrid 11. Juni 1973

Gaststätte „Station Rübezahl“ im Juni 1973

Es sollte ein ganz normaler Betriebsausflug werden. Dann macht ein Arbeiter seinem Ärger Luft, und am Ende fällt zum ersten Mal das Wort "Streik". Mit Hilfe von Historikern und alten Dokumenten haben wir rekonstruiert, warum am Müggelsee der Aufstand begonnen haben könnte.

Empört Euch!

von Maria Fuhrmann

Drei schnatternde Schwäne, sonst nichts. Vorsichtig watscheln sie über den rutschigen Untergrund. Es ist still am Ufer des Müggelsees. Die Oberfläche des Wassers ist mit einer dünnen Eisschicht bedeckt, darüber liegt Schneepuder. Weiße Flocken wirbeln durch die Luft. Es ist Winter. Kaum jemanden zieht es an diesem klirrend kalten Tag an den Müggelsee, in dieses Idyll 20 Kilometer östlich von Berlin. Nur ein einsamer Spaziergänger stapft in der Ferne am Ufer entlang. Auch der Steg der „Station Rübezahl“ ist verwaist. Noch sind die Schiffe im Winterquartier.

Vor 60 Jahren, im Juni 1953, tuckern zwei Dampfer auf den Anleger zu. An Bord sind mehrere hundert Passagiere, Arbeiter des „Volkseigenen Betriebs Industriebau“ und ihre Familien. Es ist Samstag, 13. Juni. Die Gewerkschaft hat den Betriebsausflug organisiert, die Teilnahme kostet für Arbeiter drei Mark, Kinder zahlen die Hälfte. Auf der „Triumph“ schippern die Bauleiter vorweg, die Kinder winken rüber zur „Seid bereit“. Dort sitzen die Arbeiter und ihre Familien in der Mittagssonne. Am Himmel ist keine Wolke zu sehen.

Beide Schiffe sind am Morgen an der Jannowitzbrücke losgefahren. Auf dem Weg über die Spree unterhalten sich die Männer über die Arbeit und die Normerhöhungen. Am Tag zuvor haben viele zum ersten Mal weniger Lohn als sonst bekommen. Eine beklemmende Situation.

„Kannste doch nicht einfach so machen“, sagt Alfred Metzdorf, der auf der Friedrichshainer Krankenhausbaustelle arbeitet, empört. Die Frauen überlegen, wie sie mit weniger Geld

dennoch ein ordentliches Essen auf den Tisch bekommen. Dass alle häufiger auf süße Mehlspeisen verzichten müssen, sei wohl nicht abzuwenden. Die Kinder spielen derweil Quartett auf dem Schiff. Als sie am Müggelsee festmachen, gehen alle Passagiere über einen schmalen Holzsteg von Bord. Sie freuen sich auf das Essen im Gasthof „Rübezahl“. Die Gewerkschaft hat alles vorbereiten lassen.

Der Gasthof „Rübezahl“ ist nur ein paar Schritte vom Anleger entfernt. Damals wie heute ist der Biergarten des Lokals bei den Berlinern sehr beliebt. Im Sommer kommen bei gutem Wetter täglich mehr als 5.000 Gäste hierher. An Tagen, an denen der Schnee bis fast zu den Knien reicht, fährt allerdings niemand an den Müggelsee raus. Der rundum verglaste Speisesaal, von dem man einen herrlichen Blick auf den See hat, ist menschenleer.

Im Biergarten angekommen, drängen die Arbeiter und ihre Familien an die Tische.

Die Musikkapelle beginnt zu spielen. Die Männer bestellen Getränke: Bier, Brause für die Kinder, Weinschorlen für die Frauen. Die Stimmung ist ausgesprochen gut. Alkohol fließt reichlich, schließlich haben die Männer heute frei. Karl Roepke, der Bauleiter, marschiert von Tisch

zu Tisch. Er erkundigt sich, ob es allen gefällt, und fordert die Bedienung auf, Bier nachzuliefern. Die Männer hätten sich diesen Tag schließlich verdient.

„Greift nur zu“, ermuntert er die Familien. „Der Stinkstiefel will wohl gute Stimmung machen“, flüstert Alfred Metzdorf in die Runde. Um ihn herum sitzen seine Kameraden von der Großbaustelle.

Heute erinnert im „Rübezahl“-Biergarten nichts mehr an die Geschichte von damals. Nur die Speisekarte ist praktisch gleich geblieben: Es gibt Schnitzel mit Pommes und Kohlrouladen, gut bürgerliche Küche zu fairen Preisen.

Während des Betriebsausflugs bringt die Bedienung immer wieder Bier und Bockwurst. Auch Kartoffelsalat und Kuchen stehen auf dem Tisch. Es wird gegessen, getrunken, aber auch gestänkert: Über die Politik, die „so nicht einfach weiter machen kann“. Über die „feinen Herren, die keine Ahnung von dem haben, was wir jeden Tag an den Großbaustellen leisten“. Die Normerhöhung muss zurückgenommen werden, darin sind sich



Der Standort der Gaststätte „Rübezahl“ am Müggelsee

alle einig. Gegen Abend kühlt sich die Luft ab. Doch die Gemüter sind durch Sonne und Bier erhitzt. Bauleiter Roepke nutzt die ausgelassene Stimmung. Er baut sich in der Mitte des Biergartens auf, so dass ihn jeder im Blick hat. „Oh nee, keene Ansprache!“, raunt Metzdorf.

„Freunde“, ruft der Bauleiter lautstark in die Menge. „Ich freue mich, dass ihr alle mit solch einem frohen Gemüt hier versammelt seid. Ich hoffe, ihr könnt den Tag genießen. Nun wünsche ich uns, nach der Harmonie unseres Ausflugs, einen fröhlichen Arbeitsbeginn am Montag.“

Viel Applaus erntet der Bauleiter damit nicht. Stattdessen durchbricht ein lautes Klirren die Stille, die sich nach der Ansprache im Biergarten breit gemacht hat. Gläser fallen um, auf dem Boden liegen Scherben. Alfred Metzdorf springt plötzlich auf den Tisch. Fast landet er mit seinem Fuß in den letzten Resten des Kar-

toffelsalats. „Metze“, rufen die Kollegen, „komm' runter!“. Doch Metzdorf lässt sich nicht abbringen. Das Bier hat ihn mutig gemacht. „Kollegen, wir gehen am Montag um sieben nicht aus den Baubuden. Ehe wir nicht mehr Geld bekommen, sag' ich nur: Wir streiken!“ Gejohle, Geklatsche, dann wird es ruhig. Darf man so etwas laut aussprechen? Die Männer zerren ihren Kameraden vom Tisch. Der wehrt sich, vergebens. Da eilt Bauleiter Roepke auf ihn zu. „Metzdorf“, ruft er laut und hebt mahnend die Hand. „Wir sprechen uns am Montag!“

Wie weiterhin über den Streik gesprochen wurde und das Gespräch endete, ist bis heute unklar. Aus historischen Protokollen geht hervor, dass Alfred Metzdorf noch vor dem 17. Juni in den Westen flüchtet. Der erste Wortführer des Volksaufstands konnte danach nicht mehr ausfindig gemacht werden.



Roland Jahn (59) ist nach Marianne Birthler und Joachim Gauck der dritte Chef der Stasi-Unterlagenbehörde.



Wie die Stasi mächtig wurde

von Marc Etzold

Roland Jahn ist seit 2011 Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen. Im Interview erklärt er, wie der 17. Juni 1953 die Stasi beeinflusst hat, warum der Aufstand noch weit in die 80er Jahre hineinwirkte und was der Tag für ihn heute bedeutet.

Herr Jahn, der Volksaufstand von 1953 konnte nur mit Hilfe sowjetischer Panzer gestoppt werden. Der Stasi wurde vorgeworfen, versagt zu haben. Was bedeutete der 17. Juni für die Staatssicherheit?

Die Stasi ist das Schild und Schwert der SED gewesen. Es galt alles abzuwehren, was die Macht der Partei in Frage gestellt hätte. Insofern war der 17. Juni, der Aufstand der Menschen gegen den Parteienstaat, Anlass, das Instrument Stasi weiterzuentwickeln. Zum einen wollte die Partei von nun an jederzeit rechtzeitig wissen, ob in der Bevölkerung ein Unruhegeist herrscht. Und zum anderen sollte die Stasi auch bereit sein, gegen den Unruhegeist zuzuschlagen.

Präsidium der Volkspolizei Berlin
VP-Inspektion Mitte/K
Kommissariat AK

ZA, HATX MF-127

Berlin, den 13.6.53

Betr.: Liste sämtlicher in der Zeit vom 17. 6. bis 18.6.53, 5.00 Uhr festgenommener Personen;
Bezug: Anweisung;

Bestu

Der 17. Juni hat die Stasi also gestärkt?

Zunächst einmal ist festzuhalten: Der Mut der Menschen, die damals auf die Straße gingen und ihr Leben riskiert oder auch verloren haben, ist besonders zu würdigen.

Aber die Niederschlagung des Aufstandes hat die Basis dafür geschaffen, dass die Diktatur bis 1989 funktionierte. Nach der Niederschlagung haben sich viele Menschen den Verhältnissen in der DDR angepasst, und der Aufstand selbst hat dafür gesorgt, dass sich der Machtapparat verstärkte.

Das heißt, die Opposition hatte Angst, erneut aufzubegehren?

Tatsächlich haben sich die Nachwirkungen des niedergeschlagenen Aufstandes bis in die 80er Jahre hineingezogen. Es gab führende Kirchenleute wie Manfred Stolpe, die immer wieder auf die Erlebnisse des 17. Juni 1953 hinwiesen. Es hat geheißen, dass man nicht mit dem Kopf gegen die Wand rennen solle und dass man andere Wege finden müsse, mit den Umständen umzugehen.

Wie haben Sie diese Diskussion erlebt – als Bürgerrechtler haben Sie ja gegen die SED-Diktatur gekämpft?

Anfang der 80er Jahre gehörte ich zu den Jüngeren, die Missstände offen ansprechen und auf der Straße demonstrieren wollten. Da habe ich nicht nur einmal gehört: Denkt dran, wenn es hart auf hart kommt – '53 ist nicht vergessen. Sie werden alle Mittel nutzen, um ihre Macht zu erhalten. '53 steckt uns noch in den Knochen – das war das Argument der älteren Generation.

Was bedeutet Ihnen der 17. Juni persönlich?

Zunächst gedenke ich derjenigen, die ihr Leben geopfert haben. Ich frage mich manchmal, was passiert wäre, wenn noch mehr Menschen auf die Straße gegangen wären. Vielleicht hätte der 17. Juni einen anderen Lauf genommen. Aber die Realität ist doch sehr ernüchternd, wenn man begreift, welche Macht sowjetische Panzer haben. Für mich ist der Tag trotzdem eine Mahnung dafür, dass man Macht habenden nicht einfach freien Lauf lassen darf.

Roland Jahn wurde im Juli 1953 geboren – nur wenige Wochen nach dem Volksaufstand. Als Student protestierte er gegen fehlende Meinungsfreiheit und die zunehmende Militarisierung in der DDR. 1983 wurde er von der Stasi gegen seinen Willen aus dem Land geworfen. Für ARD und ZDF berichtete er aus West-Berlin über Menschenrechtsverletzungen in der DDR. Im Januar 2011 wurde er vom Bundestag zum neuen Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen gewählt.

Macht Platz!

von Marcus Pfeiffer

Die Aufständischen des 17. Juni sind seit 2000 zurück im Berliner Straßenschild: Der Künstler Wolfgang Rüppel hat ihnen vor dem Bundesfinanzministerium in Berlin ein Denkmal gewidmet. Eine Spurensuche.

Dicht an dicht drängen sich die Menschen auf dem Platz. In der Menge stehen Große und Kleine, Alte und Junge. Wer kann, versucht einen Blick nach vorne zu ergattern. Sie sehen fest entschlossen aus, so, als wollten sie ihrem Ärger Luft machen.

Auch im Jahr 2013 demonstrieren sie noch auf dem Platz vor dem Bundesfinanzministerium – zumindest symbolisch. Die Figuren sind Teil des „Denkmals für die Ereignisse des siebzehnten Juni neunzehnhundertdreiundfünfzig“. Das Denkmal ist in den Boden eingelassen und daher auf den ersten Blick gar nicht zu erkennen. Der Schöpfer des Werks ist Wolfgang Rüppel – ein 71-jähriger Künstler, der sich selbst als Maler

bezeichnet. Man merkt ihm sein Alter nicht an. Er hat schwarze Stoppelhaare, trägt eine grüne Brille mit kreisrunden Gläsern und schöpft seine Kraft aus dem täglichen Mittagsschlaf. An den Wänden seines Berliner Ateliers hängen abstrakte Drucke. Davor lehnen gerahmte Malereien. Rüppel arbeitet gerade an einer großflächigen Seerosen-Installation für die Kölner Wasserwerke. Wenn er spricht, wägt er seine Worte gut ab. Das gilt besonders, wenn es um sein Verhältnis zum 17. Juni 1953 geht.

Das war viele Jahre lang geprägt von Rüppels ungeliebtem Deutschlehrer, der seiner Klasse am Tag nach dem Volksaufstand tränenüberströmte Zeitungsartikel zum Ereignis vorlas. Das fand Rüppel zu rührselig und machte ihn aggressiv. „Jahrelang war meine Erinnerung an diesen Tag durch dieses Gefühl geprägt“, sagt er. Erst Mitte der 90er Jahre haben Vorträge zum 17. Juni seine Meinung verändert. „Da habe ich verstanden, dass das bürgerlicher Ungehorsam war, wie ich ihn selbst in meiner Jugend betrieben habe“. Plötzlich hatte Rüppel eine persönliche Beziehung zu dem Aufstand.

Genau das zeigt auch seine Arbeit auf dem Platz vor dem Bundesfinanzministerium: Menschen, die bürgerlichen Ungehorsam üben. Das Vorbild ist ein Pressefoto vom 17. Juni 1953, aus dem er einzelne Teile vervielfältigt hat. Das Werk besteht aus insgesamt zwölf großen Glasplatten und einem darunter liegenden Druck, es bedeckt eine Fläche von 100 Quadratmetern. Trotzdem entdecken es nicht alle auf den ersten Blick. Zum einen liegt im Winter häufig Schnee darüber, zum anderen schauen die meisten zuerst auf das exakt gleich große, bunte Wandbild im Säulengang des Bundesfinanzministeriums. Das Bild ist von Max Lingner und zeigt eine große Parade von Arbeitern und Bauern, die mit flatternden Fahnen ein Loblied auf den Sozialismus



Wolfgang Rüppel macht auf seinem Denkmal Platz für Erinnerung.



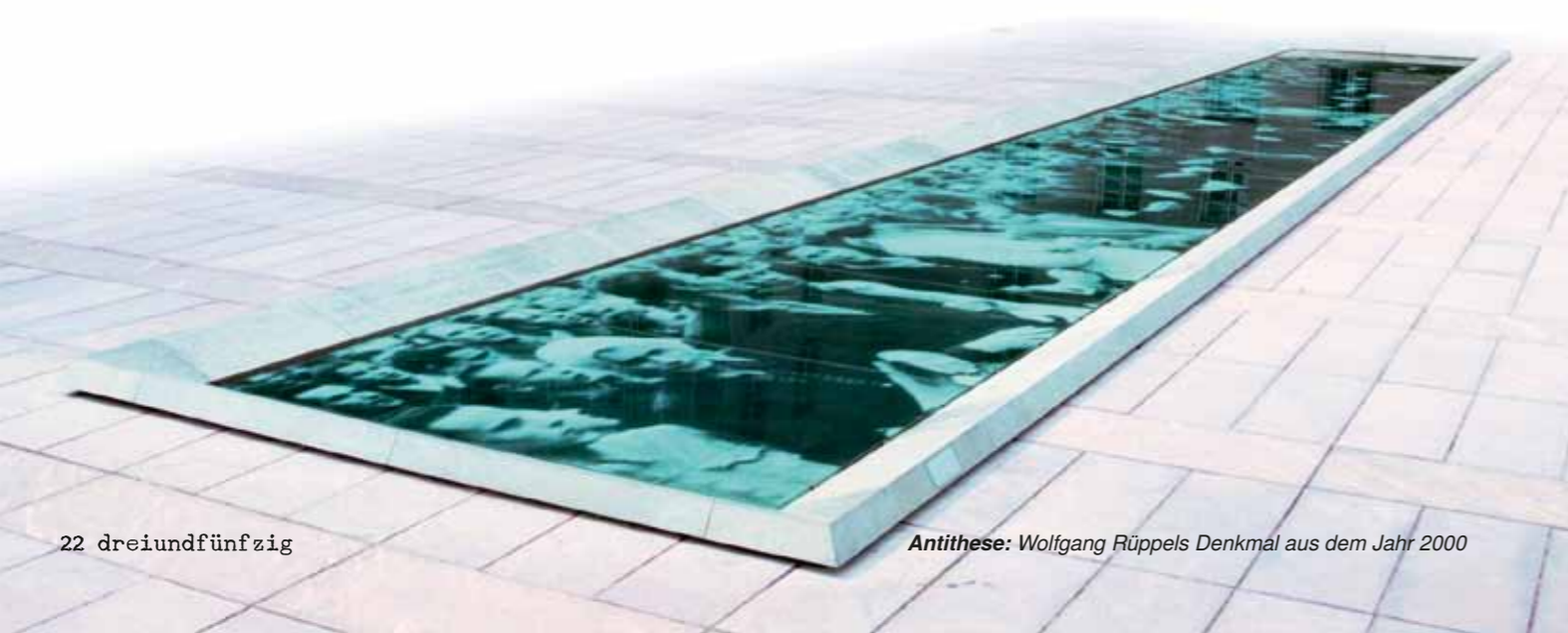
These: Max Lingners Wandbild aus dem Jahr 1953

singen. Aufgehängt wurde es 1953, kurz vor dem Aufstand. Rüppel wollte mit seinem Kunstwerk eine Antithese zu Lingners Werk schaffen. „Mein Bild zeigt eine andere Demonstration aus dem Jahr 1953, nämlich gerade eine gegen den Arbeiter- und Bauernstaat“, sagt er.

Mit seiner Arbeit belegte Rüppel damals beim Gestaltungswettbewerb von 1999 den zweiten Platz. Den ersten gewann eine Lichtinstallation. Doch deren Text „Wer bin ich, dass ich sagen könnte: eine heroische Tat“ wurde von Opferverbänden kritisiert, weil er den Mut der Aufständischen in Frage stellt.

Auch mit Rüppels Arbeit waren anfangs nicht alle einverstanden. Der Berliner Politaktivist Carl-Wolfgang Holzapfel etwa trat im Jahr 2003 auf dem Denkmal in einen neuntägigen Hungerstreik. „Herr Holzapfel hat mein Kunstwerk für eine Zeit lang als Campingplatz genutzt und mich damit beleidigt“, sagt Rüppel. Inzwischen haben sich die beiden ausgesprochen – und Holzapfel hat den Grund für seine Tat erklärt. „Ich wollte das Denkmal nicht abwerten, sondern mit der Demonstration aufwerten. Es ging mir darum, die Erinnerung an den Aufstand zu stärken“, sagt Holzapfel, der auch Vorsitzender der „Vereinigung 17. Juni“ ist.

Die Erinnerung bekommt jetzt noch mal neuen Schwung: Zum 60. Jahrestag des Aufstandes 2013 soll die bisher namenlose Fläche vor dem Finanzministerium getauft werden. Künftig drängen sich Rüppels Demonstranten dann auf dem „Platz des Volksaufstandes 1953“.



Antithese: Wolfgang Rüppels Denkmal aus dem Jahr 2000

Kennen Sie sich aus?

von Christina Hecking

Testen Sie Ihr historisches Wissen über den 17. Juni 1953.
Für jede richtige Antwort gibt es einen Punkt.
Die Auflösung verrät Ihnen, welcher Geschichts-Typ Sie sind.

1. Was versteht man unter Normerhöhungen?

- a) Mehr Arbeit für den gleichen Lohn
- b) Mehr Arbeiter für die gleiche Arbeit
- c) Weniger Arbeit und weniger Lohn

2. Wo fanden die ersten Streik-Aktionen statt?

- a) Potsdamer Platz
- b) Strausberger Platz
- c) Alexanderplatz

3. Wie heißt das Gedicht, das Bertolt Brecht anlässlich des 17. Juni 1953 schrieb?

- a) Der Aufstand
- b) Die Lösung
- c) Das Volk

Bertolt Brecht

Nach dem Aufstand des 17. Juni ließ der Sekretär des Schriftstellerverbands in der Stalinallee Flugblätter verteilen, auf denen zu lesen war, daß das Volk das Vertrauen der Regierung verscherzt habe und es nur durch verdoppelte Arbeit zurückerobern könne. Wäre es da nicht doch einfacher, die Regierung löste das Volk auf und wählte ein anderes?

4. Wo fiel zum ersten Mal das Wort „Streik“?

- a) Beim Nachhauseweg der Arbeiter auf der Stalinallee am 14. Juni
- b) Beim Frühstück auf der Baustelle am 15. Juni
- c) Beim Betriebsausflug zum Müggelsee am 13. Juni

5. Wo befindet sich das Denkmal für den Aufstand?

- a) am Finanzministerium
- b) an der Straße des 17. Juni
- c) vor dem Kanzleramt

6. Wie hieß die Frankfurter Allee, auf der die Demonstrationen begannen, 1953?

- a) Stalinallee
- b) Allee der SED
- c) Leipziger Allee

7. Wer war 1953 Chefredakteur des RIAS?

- a) Rudolf Augstein
- b) Egon Bahr
- c) Eberhard Diepgen

8. Was forderten die Demonstranten?

- a) Demokratie, höhere Lebensmittelzuweisungen, eine Intensivierung der Teilung Deutschlands
- b) Die Rücknahme der Normerhöhungen, Demokratie, deutsche Einheit
- c) Mehr Freizeit, Rücknahme der Normerhöhung, Installation einer sowjetische Führung in der DDR

9. Wie heißt das Gebäude am Potsdamer Platz, das die Demonstranten am 17. Juni verwüsteten?

- a) Columbushaus
- b) Westin Grand
- c) Haus der Geschichte

10. Wie viele Menschen kamen bei dem Volksaufstand am 17. Juni 1953 in Berlin ums Leben?

- a) Mehr als 50
- b) Mehr als 500
- c) Mehr als 5000

Auflösung

1a, 2b, 3b, 4c, 5a, 6a, 7b, 8b, 9a, 10a



Geschichts-Muffel (0 bis 3 Punkte)

Historisches Wissen? – Fehlanzeige! Alles, was mehr als ein Jahr zurück liegt, interessiert Sie nicht im Geringsten. Sie leben im Hier und Jetzt und wollen mit so einem verstaubten Zeug nichts zu tun haben. Trotzdem: Es kann nicht schaden, ein paar Dinge von gestern zu wissen. Wenn Sie das Magazin noch einmal durchblättern, werden Sie außerdem sehen, welche Bedeutung der 17. Juni 1953 noch heute hat.



Geschichts-Checker (4 bis 8 Punkte)

Respekt – gar nicht schlecht! Sie haben ein gutes Grundlagenwissen über den 17. Juni 1953 – weiter so! Schauen Sie doch mal in unser Lexikon, um auch Ihre letzten Wissenslücken über den Volksaufstand zu schließen (S. 30).



Geschichts-Professor (9 bis 10 Punkte)

Sie kennen die historischen Entwicklungen Deutschlands in- und auswendig, und speziell der 17. Juni 1953 hat Sie schon immer interessiert. Ihnen ist es wichtig, dass Vergangenes nicht in Vergessenheit gerät. Vielleicht gelingt es Ihnen ja, auch andere mit Ihrem Wissen zu begeistern. Wir würden uns freuen!

Die Legende sagt ...

von Anne Hähnig

Zum Volksaufstand von 1953 gibt es viele Theorien. War er vom Westen gesteuert? Und hat er Adenauer gar genutzt? Zum 60. Jahrestag haben sich Historiker noch einmal durch die Akten und Dokumente gewühlt. Einige Legenden auf dem Prüfstand.



Protest vor einem brennenden Kiosk in Berlin, 17. Juni 1953



Bundesarchiv B 183-1989-1104-016 Foto: Settnik, Bernd, 4.11.1989

Demonstration in Berlin, 4. November 1989



Erster Arbeiterstreik in Ostberlin, 16. Juni 1953

DER 17. JUNI WURDE VOM WESTEN GESTEUERT

Der Volksaufstand lag nicht einmal 24 Stunden zurück, da fand die Sowjetführung für die Demonstrationen schon eine Erklärung: Es handele sich um einen faschistischen Putschversuch aus dem Westen. So ist es zum ersten Mal am 17. Juni in einem sowjetischen Dokument nachzulesen. Auch die SED-Führung streute diese Erklärung. „Walter Ulbricht war zutiefst überzeugt davon, dass der Aufstand von außen kam, dass die Arbeiter verführt worden sind, sich gegen ihre Partei zu erheben“, sagt Jens Schöne, der stellvertretende Berliner Landesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen. Eine Opposition der DDR-Bürger passte nicht in das Weltbild der SED-Führung. Diese sah ihr Volk auf dem Weg zu einer sozialistischen Gesellschaft, zu einem „Arbeiter- und Bauernstaat“. Ausgerechnet die Arbeiter und Bauern jedoch führten den Volksaufstand an. Das zu akzeptieren hätte bedeutet, an der gesamten Ideologie zu zweifeln. Schon kurz nach dem Juni-Aufstand hoffte die SED-Führung, dass die Staatssicherheit Beweise für eine Einmischung des Westens finden würde. Fand sie aber nicht. Tatsächlich hat die Stasi in einem internen Schreiben vom 21. Juni 1953 schon eingestanden, dass es keinen Beleg für die Putsch-These gebe.

1953 WAR DAS VORBILD FÜR 1989

Im Herbst 1989 erkämpften sich die Demonstranten genau das, wofür die Aufständischen am 17. Juni 1953 auch schon auf die Straße gegangen waren: die deutsche Einheit. Allerdings haben sich die 89er von den Idealen der 53er nicht inspirieren lassen – weil sie diese kaum kannten. Es fehlte ihnen das historische Wissen. Zwar waren der Prager Frühling und der Volksaufstand in Ungarn vielen DDR-Bürgern im Gedächtnis – der Volksaufstand im eigenen Land dagegen nicht. Der Historiker Jens Schöne hat sich zuletzt durch Akten gewühlt und in alten Bildersammlungen gestöbert. Auf keinem Foto von 1989 fand sich ein Plakat, das an 1953 erinnerte. Für Schöne ist das ein Beweis: „Es gibt keine geradlinige Verbindung zwischen den beiden Revolutionen.“

DER 17. JUNI HAT DIE WEST-ALLIIERTEN ÜBERFORDERT

Am 16. Juni 1953 vermerkten die in Berlin stationierten US-Soldaten „keinerlei Besonderheiten“ in ihren vertraulichen Tagesprotokollen – sie hatten die ersten Proteste in der Stadt nicht ernst genommen. Und so ahnten die West-Alliierten am Morgen des 17. Juni nicht, was an diesem Tag in der DDR geschehen würde. Die Amerikaner, die Franzosen und die Briten waren überfordert von diesem Volksaufstand. „Sie haben überhaupt nicht kommen sehen, was da passiert“, sagt Historiker Schöne. Vielleicht hatten sie es auch nicht sehen wollen. Denn an einer Konfrontation mit sowjetischen Truppen hatte seinerzeit keine der drei Besatzungsmächte Interesse. Die Briten hofften insgeheim, mit den Sowjets über ein neutrales, vereintes Deutschland verhandeln zu können. Die Amerikaner kämpften schon im Korea-Krieg, und die Franzosen sperrten sich wegen ihrer eigenen Kolonialpolitik sogar dagegen, die Menschenrechtsverletzungen der DDR offiziell der UNO vorzutragen. „Begrüßt haben die West-Alliierten die Aufstände trotzdem“, sagt Ilko-Sascha Kuwalczuk, Historiker in der Stasi-Unterlagen-Behörde. „Sie haben ihn als willkommene Niederlage Moskaus wahrgenommen.“



Konrad Adenauer in einem Berliner Krankenhaus, Ende Juni 1953

KONRAD ADENAUER IST WEGEN DES VOLKSAUFSTANDES WIEDERGEWÄHLT WORDEN

„Die Aussichten für Adenauers Wiederwahl waren im Frühjahr 1953 eher schlecht. Man rechnete damit, dass er abgewählt wird“, sagt Jens Schöne. Als Grund dafür galt Adenauers Außenpolitik: Sein Ziel war es, die BRD so eng wie möglich an die Westmächte zu binden. „Viele Menschen in der Bundesrepublik waren von dem harten Westbindungskurs enttäuscht, weil sie sahen, dass Adenauer keine Politik der Verständigung mit dem Osten betrieb“, sagt Kuwalczuk. Die Ereignisse im Juni gaben Adenauer Recht. Die Sowjets ließen Panzer durch Berlin rollen, um den Volksaufstand in der DDR niederzuschlagen. Das erschreckte die Westdeutschen – und ließ sie umdenken. Offenbar war mit den Sowjets über ein vereinigtes Deutschland doch nicht zu verhandeln. „Durch den Aufstand breitete sich ein starker Geist des Antikommunismus aus, und niemand stand so sehr dafür wie Adenauer“, sagt Jens Schöne. Bei der Bundestagswahl im September 1953 bekam die CDU 45,2 Prozent der Stimmen. Adenauer blieb Bundeskanzler bis 1963.



Demonstranten vor dem Brandenburger Tor, 17. Juni 1953

DER VOLKSAUFSTAND BEGANN IN BERLIN

12. Juni 1953, in Brandenburg an der Havel: Sechs Mitarbeiter eines Fuhrunternehmens stehen vor dem Untersuchungs-Gefängnis. Sie fordern die Freilassung ihres Chefs, eines politischen Häftlings. Wenige Tage zuvor hatte die SED-Führung versprochen, politische Häftlinge zu entlassen – nun verlangten die Brandenburger, dass die Partei ihr Wort halte. Innerhalb weniger Stunden wurde aus den sechs Demonstranten eine Gruppe von 5.000 Menschen. Der Volksaufstand in der DDR begann in Orten wie Brandenburg, er begann auf dem Land. „Das Faszinierende an diesem historischen Ereignis ist, dass es keine Organisatoren gab und dass trotzdem fast überall das Gleiche gefordert wurde: Freilassung der Häftlinge, freie Wahlen, Herabsetzung der Norm, bessere Lebensbedingungen“, sagt Ilko-Sascha Kuwalczuk. Wahrscheinlich verbreitete sich die Nachricht vom Aufstand vor allem über Pendler und Reisende im Land. Die Aufstände in Berlin verstärkten dann noch, was in der Provinz längst begonnen hatte.



Protestanten in Berlin, 17. Juni 1953

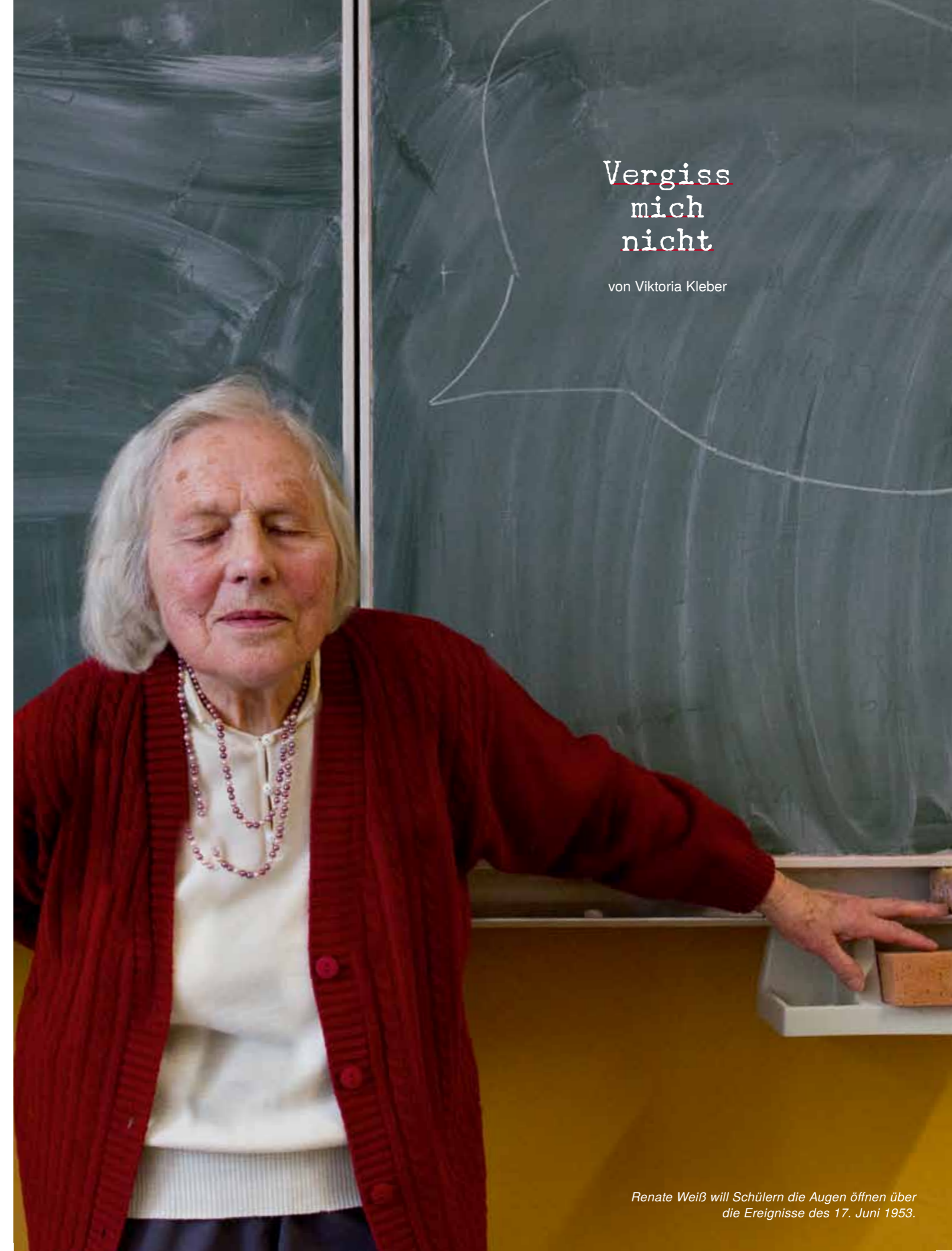
DER 17. JUNI WAR EIN ARBEITERAUFSTAND

Es waren Arbeiter, die die Berliner Demonstrationen anführten und die SED-Führung aufforderten, für bessere Arbeitsbedingungen zu sorgen. So entstand die Legende, der 17. Juni sei ein reiner Arbeiteraufstand gewesen. Tatsächlich aber lehnten sich viele Berufsgruppen gegen die SED-Politik auf. Der Aufstand verbreitete sich aktuellen Studien zufolge in 700 Orten, über 60 Prozent davon lagen in der Provinz. Hier protestierten neben Arbeitern und Bauern auch Hausfrauen, Lehrlinge und Rentner. Geleitet wurden die Streiks in vielen Gegenden von den Ingenieuren der Großbetriebe. Auffällig ist, dass kaum Dozenten und Studenten auf die Straße gingen. Die Akademiker hielten sich zurück – möglicherweise, weil sie Anfang der 50er Jahre in der DDR noch privilegiert waren.

Für alle, die es noch genauer wissen wollen:

Jens Schöne „Volksaufstand. Der 17. Juni 1953 in Berlin und der DDR“, Berlin Story Verlag 2013, 144 Seiten, 14,95 Euro.

Ilko-Sascha Kuwalczuk „17. Juni 1953. Geschichte eines Aufstands“ C.H. Beck. 2013. 128 Seiten, 8,95 Euro.



Vergiss
mich
nicht

von Viktoria Kleber

Renate Weiß will Schülern die Augen öffnen über die Ereignisse des 17. Juni 1953.



Nur Fragen der Schüler können sie kurz stoppen: Renate Weiß im Klassenzimmer des Carl-von-Ossietsky-Gymnasiums

Jungen Menschen fällt es heute schwer, sich die Ereignisse des 17. Juni vorzustellen. Wenn allerdings Zeitzeugen wie Renate Weiß erzählen, wird die Geschichte lebendig. Wir haben die 85-Jährige in die Schule begleitet.

Renate Weiß hat die Vergangenheit mit in den Stuhlkreis gebracht. Sie sitzt umringt von Schülern eines Politik-Leistungskurses im Klassenzimmer des Carl-von-Ossietsky-Gymnasiums in Berlin-Pankow und rückt noch einmal ihren Stuhl zurecht. Die Wand hinter ihr ist knallgelb gestrichen, es riecht nach Kreide und vielen Menschen. Die Schüler sind noch dabei, den Gast neugierig zu mustern, da fängt Weiß, 85, schon mal an. Ihre Zeit ist knapp, und sie will doch berichten, wie das damals so war.

Damals, am 17. Juni 1953, als sie 25 Jahre alt ist und den Aufstand miterlebt. Sie erzählt, wie sie an diesem Morgen zu ihrem Arbeitsplatz in die Gärtnerei „Fassbänder“ in Pankow kommt. Wie ihre Chefin sie ermutigt, zur Demonstration zu gehen. „Nur ein Notdienst musste bleiben, damit die Blumen nicht vertrocknen“, sagt sie. Wie sie dann zusammen losmarschieren von Pankow bis vor die SED-Zentrale nach Berlin-Mitte. „Ich war hochauf begeistert und beglückt und beseelt“, sagt Weiß. „Die Stimmung war so euphorisch, dass ich mir sicher war, wir stürzen das Regime. Da konnte einfach nichts schief gehen!“

Sie irrt sich. Die Panzer der Sowjets rücken vor, Schüsse fallen, hunderte Menschen werden verletzt, mindestens 55 sterben. Weiß und ihre zwei Kollegen sind in der Menge, sie haben Glück, bleiben unversehrt.

Wenn Weiß erst einmal erzählt, sprudeln die Worte nur so aus ihr heraus. Zu viele Erinnerungen kommen auf, die sie immer weiter reden lassen. Nur die Fragen der Schüler können Frau Weiß kurz stoppen. „War das nun ein Arbeiteraufstand oder ein Volksaufstand?“, fragt eine Schülerin. „Ganz klar, ein Volksaufstand“, antwortet Weiß. „Wir alle standen dahinter.“ „Aber warum ist der Aufstand dann nicht gelungen, wenn das alle wollten?“, hakt die Schülerin nach. Dann kommt Weiß wieder in den Redefluss, spricht über die Militärpräsenz der Sowjets und darüber, was gewesen wäre, wenn die Rebellion geglückt wäre.

Die Schüler folgen ihr gebannt. Sie schreiben mit und heben ihre Hand, um Details zu erfahren. Dass sie schon so viel über den 17. Juni wissen, liegt

daran, dass die Geschichte der DDR ein Schwerpunkt des Carl-von-Ossietsky-Gymnasiums in Pankow ist. Bundesweit steht der Volksaufstand von 1953 nicht auf allen Lehrplänen. Deshalb kennen die meisten jungen Menschen ihn nicht einmal – das geht aus einer Umfrage des Forschungsinstituts Forsa hervor, die kurz vor dem 50. Jahrestag erstellt wurde. 72 Prozent der unter 30-Jährigen wussten vor zehn Jahren nicht, was am 17. Juni 1953 geschah. Zum Vergleich: Bei den über 30-Jährigen waren es nur 24 Prozent.

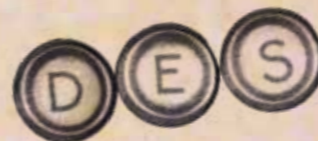
Dass wieder mehr Menschen des 17. Junis gedenken, ist auch ein Anliegen der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur. „Der Tag ist wichtig“, sagt Anna Kaminsky, Geschäftsführerin der Stiftung. „Es war das erste Mal nach dem Untergang des NS-Regimes, dass plötzlich über eine Million Menschen den Mut fand, um zu sagen: Nein, das wollen wir nicht!“ Durch dieses „Nein“ habe das deutsche Volk ein Stück weit seine Würde im Ausland wiedererlangt. Denn die Menschen in anderen Ländern hatten den Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg nicht zugetraut, dass sie jemals den Mut haben würden, gegen das eigene Regime aufzubegehren. „Doch am 17. Juni zeigten die Menschen auf der Straße: Wir können auch anders, wir können rebellieren, uns für Demokratie und Freiheitsrechte stark machen“, sagt Kaminsky.

Dass man diesen Tag in Ehren halten muss, findet auch Renate Weiß. Sie würde den 17. Juni gerne nochmal als Nationalfeiertag erleben. Bis 1990 war der 17. Juni in der Bundesrepublik Nationalfeiertag, dann wurde er durch den 3. Oktober ersetzt. Den Politikkurs am Carl-von-Ossietsky-Gymnasium hat Weiß bereits von der Wichtigkeit des Tages überzeugt. Als es klingelt, stellen die Schüler noch Fragen. Dann eilen sie zur nächsten Stunde, Mathematik steht auf dem Stundenplan. Auch Renate Weiß packt langsam ihre Sachen zusammen. „Es bringt doch was, wenn man seine Erinnerungen weitergibt“, sagt sie, es klingt zufrieden. Sie hat ihre Geschichte nicht zum letzten Mal erzählt.



25 Stichwörter zum Volksaufstand

von Anne Hähnig



Aktion Rose: Enteignungsaktion der DDR-Führung. Mehr als 600 Hotels, Pensionen und Gasthäuser an der Ostsee wurden im Februar 1953 verstaatlicht, viele Hoteliers verhaftet. Damit brachte die SED-Führung auch den Mittelstand gegen sich auf. Das war einer der Gründe, warum aus dem Arbeiteraufstand ein Volksaufstand wurde.

Bertolt Brecht: Schriftsteller und überzeugter Sozialist, schrieb das berühmte Gedicht „Die Lösung“ zum Volksaufstand (siehe S. 23).

Columbushaus: Prächtiges Gebäude am Potsdamer Platz, wurde zum Symbol für die Zerstörungen am 17. Juni. Demonstranten stürmten das darin untergebrachte Lebensmittelgeschäft und die Polizeiwache und zündeten Feuer an.

Dähre: Dorf in der Altmark. Hier befreiten die Bewohner im Sommer `53 einen Bauern. Er war inhaftiert worden, weil er weniger erntete, als er abliefern musste.

Erich Mielke: DDR-Minister für Staatssicherheit von 1957 bis 1989, fragte bei einer Dienstbesprechung im August 1989 kurz vor der Friedlichen Revolution: „Ist es so, dass morgen der 17. Juni ausbricht?“

Freier Deutscher Gewerkschaftsbund: Dachverband der DDR-Gewerkschaften, wurde schon 1950 ideologisch eng mit der SED verwebt und unterstützte die Normerhöhung bedingungslos.

Gefängnis Stralsund: Ziel einiger Aufständischer, die – mit Blumensträußen in der Hand – die Freilassung von Gefangenen forderten. Fast alle Gefängnisse der DDR waren 1953 voll. Die Insassen waren zum Teil für geringe Vergehen (Brötchen gestohlen) monatelang eingesperrt worden.

Haus der Ministerien: Sitz mehrerer DDR-Ministerien in der Berliner Wilhelmstraße und Ziel der Berliner Demonstranten am 17. Juni 1953. Sie forderten, dort Walter Ulbricht und Otto Grotewohl (DDR-Führung) zu sprechen. Heute beherbergt das H.d.M. das Bundesfinanzministerium.

Ilko-Sascha Kuwalczuk: Historiker in der Stasi-Unterlagenbehörde in Berlin, Autor mehrerer Bücher zum 17. Juni. Sieht den Volksaufstand als Grund dafür, dass das SED-Regime im August 1961 die Berliner Mauer baute.

Josef Stalin: Machthaber in der Sowjetunion, starb im März 1953. Nach seinem Tod versuchten die Sowjets, den politischen Kurs aufzuweichen. Im Juni gestand die DDR-Führung Fehler ein, wollte Bauern ihr Land zurückgeben und Häftlinge aus den Gefängnissen entlassen. Den Bürgern reichte das nicht: Wenn die Regierung all diese Fehler eingestehe, so ihre Argumentation, dann müsse sie auch zurücktreten.

Käthe Stern: Autorin eines Artikels in der staatsnahen Tageszeitung „Neues Deutschland“. In ihrer Reportage „Es wird Zeit, den Holzhammer beiseite zu legen“ vom 14. Juni 1953 kritisierte sie die Arbeitsbedingungen der Bauarbeiter auf der Berliner Stalin-Allee und ermutigte so das Volk zum Widerstand.

Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaften: Verstaatlichte Agrarkollektive, die in der DDR ab 1952 nach und nach die privaten Bauernbetriebe ersetzten. Die Landbevölkerung war mit den LPGs nicht einverstanden – weshalb der Protest im Juni `53 von vielen Bauern mitgetragen wurde.

Margot Feist: Sie war eine junge Mitarbeiterin des FDJ-Zentralrats in Berlin-Friedrichshain und berichtete der SED am 17. Juni ausführlich über die „Provokateure“ des Aufstands. Später heiratete sie Erich Honecker und wurde DDR-Bildungsministerin.

Normerhöhung: Anstieg der geforderten Arbeitsleistung bei gleichem Lohn, Auslöser für den Volksaufstand. Die Arbeiter der DDR sollten bei gleichem Gehalt zehn Prozent mehr arbeiten. Dass die Normerhöhung schon am 16. Juni zurückgenommen wurde, konnte die Demonstranten nicht beruhigen.

Oberbaumbrücke: Brücke zwischen dem Ostberliner Stadtteil Friedrichshain und dem Westberliner Bezirk Kreuzberg. Hier lieferten sich Polizei und Aufständische Straßenschlachten, die Demonstranten bedrängten das Fahrzeug von Otto Nuschke, dem stellvertretenden DDR-Ministerpräsidenten.

Paul Ochsenbauer: 15-jähriger Schlosserlehrling aus Leipzig, jüngstes Todesopfer der Aufstände.

Querschläger: Fehlgeleitetes Projektil, Ursache der meisten Schussverletzungen am 16. und 17. Juni in Berlin.

Rathenow: Brandenburgische Stadt westlich von Berlin, wurde zum Symbol der Gewaltexzesse einzelner Aufständischer – obwohl die Mehrheit der Demonstranten friedlich agierte. In Rathenow tötete ein aufgebrachter Volks-Mob den Polizisten Wilhelm Hagedorn.

Strausberger Platz: Das war einer der ersten Streikorte in Berlin. Statt direkt zum Streik aufzurufen, verkündete der Radiosender RIAS am 17. Juni `53: „Sucht Eure Strausberger Plätze überall auf!“

Tribüne: Zeitung des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes, verteidigte noch Anfang Juni vehement die Normerhöhung und provozierte damit die Arbeiter, anstatt sie zu beruhigen.

USA: Vereinigte Staaten von Amerika, wurden wie die anderen West-Alliierten vom Volksaufstand überrascht. Beschlossen aber, sich nicht einzumischen, weil sie den Aufständischen keinen Erfolg zutrauten. Verteilten von Juli bis Oktober 1953 Lebensmittelpakete an Ostberliner.

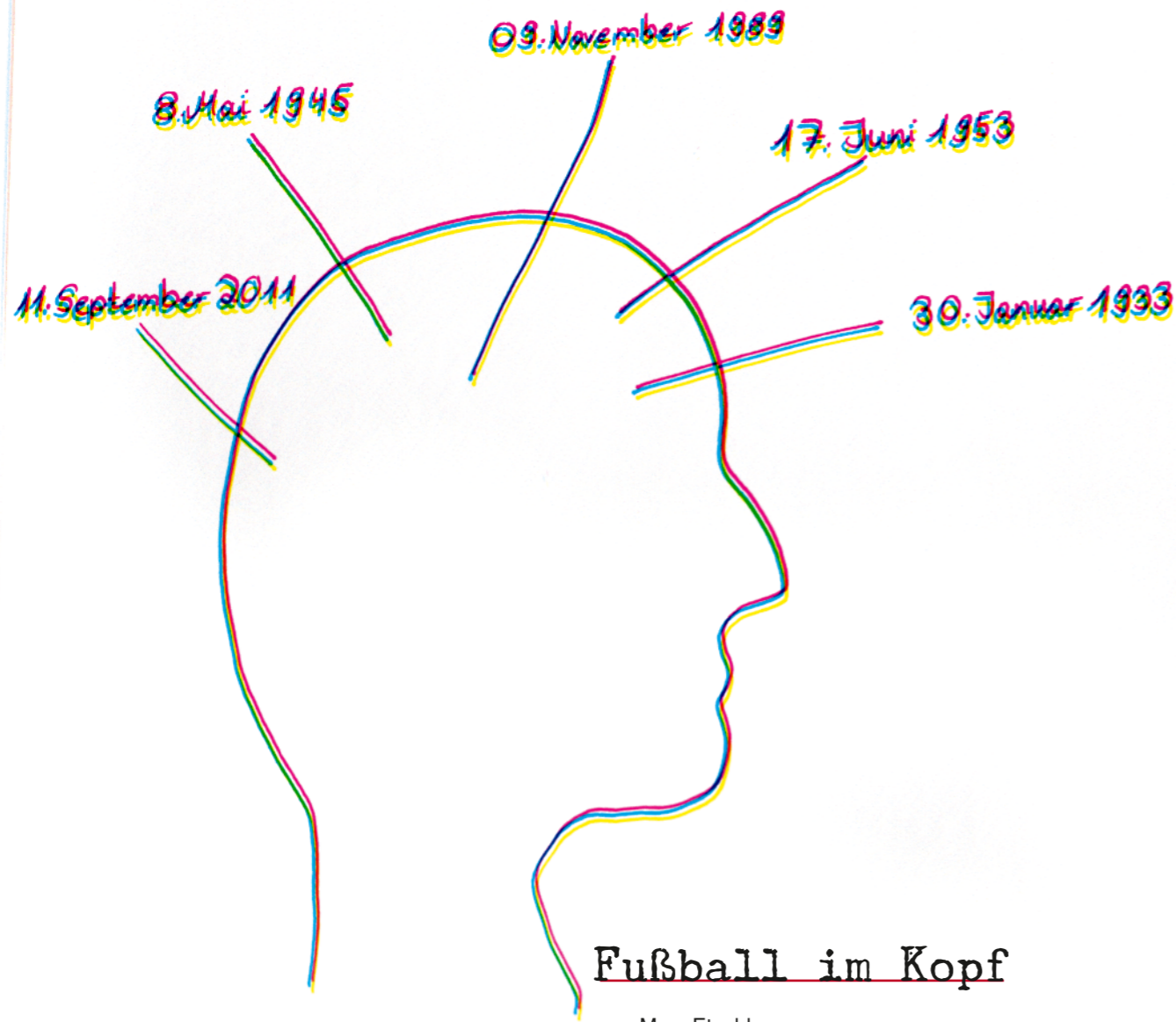
Vier Wochen: Nach dem Volksaufstand erlaubte die SED den DDR-Bürgern genau einen Monat lang offene Kritik an der Regierung.

Wanne: Spitzname des Denkmals zum 17. Juni vor dem ehemaligen Haus der Ministerien. Besteht aus einer in den Boden eingelassenen Glasplatte.

Xer: Bezeichnung für inhaftierte 53er-Demonstranten. Um die Widerständler vom 17. Juni schlimmer schikanieren zu können als andere Insassen, wurden sie im Gefängnis mit einem gelben X auf der Kleidung gekennzeichnet.

Zweite Parteikonferenz: Öffentliches Bekenntnis der SED, in der DDR offiziell den Aufbruch zum Sozialismus zu wagen. Das erschien im Juni 1952 wie ein Politikwechsel, war aber die konsequente Fortsetzung des SED-Kurses.





Fußball im Kopf

von Marc Etzold

Ohne Zweifel ist der 17. Juni 1953 ein erinnerungswürdiger Tag. Trotzdem werden in Zukunft junge Menschen den Volksaufstand vergessen. Warum uns das keine Angst machen muss - ein Erklärungsversuch.

Achtelfinale der Fußball-Weltmeisterschaft. Deutschland spielt gegen England. Gemeinsam mit Freunden schaue ich mir das Spiel auf der Berliner Fanmeile an, der Straße des 17. Juni zwischen Brandenburger Tor und Siegessäule. Hundertausende sind gekommen. Die deutsche Nationalmannschaft spielt wie berauscht und gewinnt 4:1.

Es ist das Jahr 2010, und viele fühlen sich

an das Sommermärchen von 2006 erinnert. Wenn ich an den 17. Juni denke, kommen mir vor allem Fußball-Szenen in den Kopf. An den Volksaufstand von 1953 denke ich nicht.

Beim Mauerfall war ich drei Jahre alt und lebte in Berlin-Spandau, also im Westen der Stadt. Die Familie meines Vaters war durch die Berliner Mauer getrennt worden. Daher sind die Teilung und die Freude über deren Ende bis heute

immer wieder Thema bei uns zu Hause. Über den 17. Juni 1953 kann in meiner Familie niemand mehr berichten. Meine Großmutter ist bereits vor vielen Jahren gestorben. Mein Vater lebte zwar damals in Berlin, war aber gerade mal drei Jahre alt, als im Osten der Stadt die Steine flogen. Er fällt als Zeitzeuge also aus.

In diesem Jahr wird zum 60. Mal an den Aufstand vom 17. Juni 1953 erinnert. Dann werden erneut Kränze für die Opfer niedergelegt, Politiker finden mahnende Worte, und die Medien berichten artig darüber. Aber erreicht man so die breite Masse und vor allem junge Menschen? Schon vor zehn Jahren, zum 50. Jubiläum des Aufstandes, wussten laut einer repräsentativen Umfrage 72 Prozent der unter 30-jährigen Deutschen nicht, was am 17. Juni geschah. Wer glaubt, die Wertschätzung für diesen Tag könne bei jungen Leuten durch Straßenumbenennungen oder Gedenktafeln gesteigert werden, ist ein Idealist. Zumindest bei mir weckt das keine Erinnerungen.

Erst jetzt – im März 2013 – habe ich einen persönlichen Zugang zum Thema gefunden. Ich habe mehrere Zeitzeugen getroffen, die mir ihre Erinnerung an den Aufstand mitgeteilt haben. Einer davon war Hardy Firl, der 1953 freie Wahlen forderte, festgenommen wurde, eine Scheinhinrichtung erlebte und anschließend drei lange Jahre im Zuchthaus saß. Oder Günter Tschirschwitz, Stasi-Offizier der ersten Stunde, der das damalige Haus der Ministerien schützte, der vor allem alte Nazis und Wessis unter den Aufständischen sah und wieder Ordnung ins Chaos bringen wollte. Er erzählt sachlich und nüchtern, beinahe so, als sei er ein unbeteiligter Beobachter gewesen. Dem anderen, Firl, bricht hingegen die Stimme weg, als er davon erzählt, wie er an eine Mauer gestellt wird und glaubt, nun sterben zu müssen. Größer könnte der Kontrast kaum sein.

Und zum ersten Mal habe ich etwas gefühlt in Verbindung mit diesem historischen Ereignis. Wenn ich sagen würde, ich wüsste, wie es gewesen ist, vor 60 Jahren in Berlin auf die Straße gegangen zu sein, wäre das eine Anmaßung. Ich bin 27 Jahre alt, habe nicht gedient und kenne Waffen und Krieg glücklicherweise nur aus Filmen. Ich weiß also auch nach den Gesprächen mit Zeitzeugen nicht, was es be-

deutet, solche Situationen selbst erlebt zu haben. Und dennoch haben diese beiden alten Menschen eine Betroffenheit bei mir ausgelöst, die für immer bleiben wird.

Dass uns Menschen wie Hardy Firl oder Günter Tschirschwitz in zehn oder zwanzig Jahren noch für Zeitzeugen-Gespräche zur Verfügung stehen werden, ist unwahrscheinlich. Sie werden sterben. Das ist der Lauf der Dinge – unaufhaltsam. Was heißt das nun für unsere Erinnerungen an den 17. Juni? Experten sprechen von einer „aktiven Erinnerungskultur“, die erhalten bleiben muss – um jeden Preis. Sie meinen damit, dass wir Rituale und Erinnerungsorte schaffen müssen, um ein historisches Ereignis nicht zu vergessen. Mit weiteren Straßen und Plätzen des 17. Juni, mit Appellen und Aufforderungen zum Erinnern wird das aber nicht gelingen. Im Gegenteil: Auf viele junge Leute wirkt das abschreckend.

Der Tag wird verblassen, auch das gehört zur Geschichte und ist unaufhaltsam. Macht uns das nun zu einer Generation von Geschichtsbanausen, die einen wichtigen Tag der jüngeren deutschen Geschichte nicht zu würdigen weiß? Verhöhnern wir damit gar die Opfer? Und muss uns das Vergessen Angst machen?

Ganz und gar nicht. Wer uns diese Vorwürfe macht, der ignoriert unseren Lebensalltag. Für mein Studium bin ich 2009 von Berlin nach Erfurt gezogen. Einige Freunde fragten mich damals mit sarkastischem Unterton, wie ich denn nach „Dunkeldeutschland“ gehen könne. Die Entscheidung für Erfurt habe ich nie bereut, es waren wunderbare Jahre.

Dass Deutschland einmal in zwei Staaten geteilt war, ist für mich kaum vorstellbar. Um mich daran zu erinnern, brauche ich keine mahnenden Worte, keine Gedenktafeln und keine Erinnerungsorte. Mein Erinnern funktioniert bei 1989 ohne Anlass, wann und wo ich es möchte. Es ist ein emotionales Erinnern. Jede Generation muss für sich selbst herausfinden, welche Ereignisse sie zu ihren Schlüsselerlebnissen macht. Für meine Generation ist es nicht mehr der 17. Juni 1953. Das muss uns keine Angst machen. Es zeigt nur, dass Vergangenheit langsam zu Geschichte wird.



"Es geht nicht ohne Dich"

von Martha Dudzinski

Rainer Eppelmann, 70, Vorstandsvorsitzender der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, über Zivilcourage, Mut und eine Zukunft ohne Zeitzeugen.

Herr Eppelmann, wieso sollten sich 60 Jahre nach dem Aufstand Jugendliche immer noch mit dem 17. Juni 1953 beschäftigen?

Wer unter 20 ist, hat nie in einer Diktatur gelebt. Für ihn sind Freiheit, Rechtsstaat und Demokratie nur etwas völlig Alltägliches. Und deshalb geht es auch 60 Jahre nach dem Volksaufstand darum, sich an Zivilcourage und Mut zu erinnern: An Menschen, denen ihre Freiheit so wichtig ist, dass sie dafür ein persönliches Risiko auf sich nehmen. Und es tut einer Demokratie gut, diesen Menschen zu danken. Der 17. Juni 1953 soll den Leuten zeigen: Es geht nicht ohne dich – ohne deinen Mut, ohne deine Courage. Selbst dann, wenn es dir Nachteile einbringen könnte.

Wir werden bald keine Zeitzeugen mehr haben, die uns von ihren persönlichen Erlebnissen erzählen. Haben Sie keine Angst, dass die Erinnerung verblasst? Mit der Bundesstiftung Aufarbeitung versuchen wir, die Stimmen der Zeitzeugen für die Nachwelt zu bewahren – mit Filmen, Interviews, CDs und Büchern. Solange wir noch Zeitzeugen haben, begleiten wir sie in Schulen, damit sie dort ihre Geschichte erzählen können. Ich würde mir wünschen, dass jeder in

seiner Schulzeit vom 17. Juni erfährt – und zwar nicht nur nebenbei, sondern als Schwerpunkt im Unterricht. Der Volksaufstand soll uns daran erinnern, dass sich Mut lohnt, wenn es um unser gemeinsames Wohl geht.

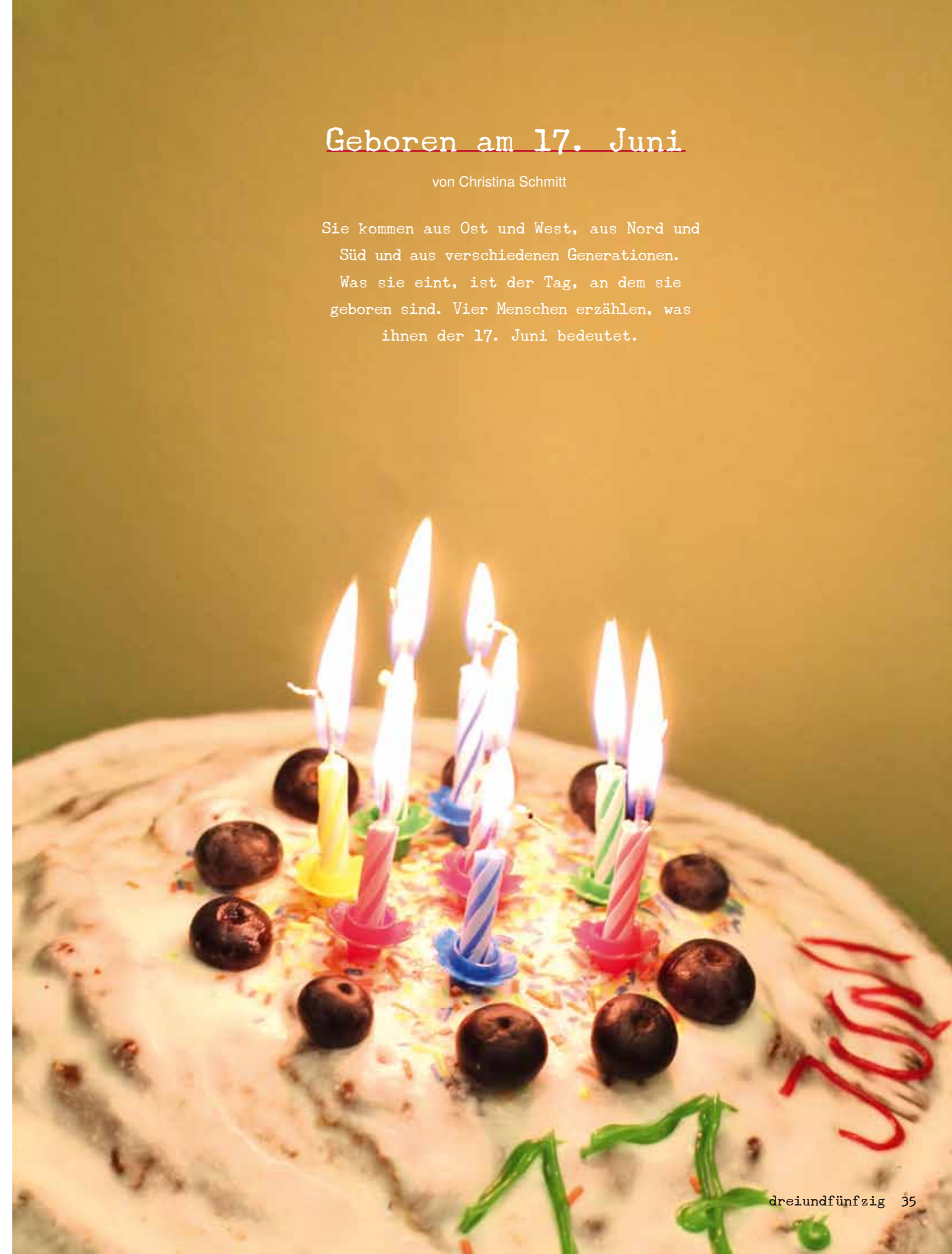
Der 17. Juni war in Westdeutschland ab 1954 ein Feiertag, wurde aber nach der Wiedervereinigung abgeschafft. Wie kann man ihn trotzdem angemessen würdigen?

Für die Würdigung des 17. Juni ist ja nicht entscheidend, ob er ein Feiertag ist oder nicht. Als er noch einer war, ist er zum arbeitsfreien Badetag verkommen. Man hat anstandshalber Kränze niedergelegt, sich aber nicht damit auseinandergesetzt, was der Aufstand mit unserer Gegenwart und Zukunft zu tun hat. Also soll er kein Feiertag sein. Ich hoffe, dass der 17. Juni ein Mut machendes Beispiel wird, das zu den Grundkenntnissen unseres Volkes gehört. Mir persönlich liegt am Herzen, dass er als Gedenk- und Erinnerungstag so wichtig wird wie der 9. November 1989. Solange ich mich auf den Beinen halten kann, werde ich den Tag nutzen, um von ihm zu berichten. Ich bin sozusagen ein Missionar des 17. Juni.

Geboren am 17. Juni

von Christina Schmitt

Sie kommen aus Ost und West, aus Nord und Süd und aus verschiedenen Generationen. Was sie eint, ist der Tag, an dem sie geboren sind. Vier Menschen erzählen, was ihnen der 17. Juni bedeutet.



***17. Juni 1957**

Monika Kreuz-Metzger, 55, Titisee-Neustadt, Schulsekretärin
„Es war der 16. oder 18. Juni 1964. Ich ging in die erste Klasse, und unser Lehrer sagte, jeder von uns sollte einen Stuhl in die Turnhalle tragen. Dort warteten schon die anderen Schulklassen, und wir setzten uns in die erste Reihe. Vorne stand der Schulleiter. Ich weiß noch, dass er 1900 geboren war, und wie beeindruckt ich als kleines Mädchen von diesem Mann war. In einem feierlichen Ton sagte er: „Wir gedenken heute unserer Brüder und Schwestern im Osten, die vor mehr als zehn Jahren für ein einiges Deutschland gekämpft haben und dabei ihr Leben ließen.“ Ich war ganz erstaunt und auch etwas verwirrt: Ich hatte Brüder und Schwestern im Osten? Wie konnte das denn sein? Er sagte, sie würden unter schwierigen Verhältnissen leben und dass es ihnen schlecht gehe. Ich konnte das gar nicht glauben. Aber ich kam nie auf die Idee, zu Hause nachzufragen, was da in der Schule passiert war. In Titisee im Schwarzwald hatten wir keinen Bezug zu dem, was in Berlin passiert war. Es war einfach ein Feiertag, an dem man baden gehen konnte. Kurz nach der Rede ging unser Schuldirektor in Rente. 1964 war das letzte Mal, dass wir in der Schule des 17. Juni gedacht haben.“



***17. Juni 1982**

Angela Witt, 30, Freiburg im Breisgau, Referendarin
„Ich habe meine Magisterarbeit zum 17. Juni geschrieben, weil ich mich gefragt habe: Warum hat die BRD diesen Tag zum Nationalfeiertag erhoben? Der Volksaufstand fand im Osten statt, der Westen blieb außen vor und wollte mit dem Nationalfeiertag zumindest symbolisch seine Solidarität zeigen. Das fand ich schon interessant. Ich bin ja in der Nähe von Leipzig groß geworden und habe erst mit 18 von den Aufständen im Jahr 1953 gehört. In der DDR spielte der 17. Juni in der Öffentlichkeit keine Rolle, und zu Hause haben wir nie darüber gesprochen. In meiner Familie hat niemand den Aufstand direkt miterlebt, und meine Eltern sind zu spät geboren, als dass sie einen besonderen Bezug dazu gehabt hätten. Dabei waren sie eher oppositionell eingestellt. Mein Bruder und ich waren die Einzigen in der Klasse, die kein FDJ-Oberteil trugen. Wir fanden das damals total bescheuert. Aber meine Mutter weigerte sich, da hatten wir keine Chance.“



***17. Juni 1985**

Isabelle Römer, 27, Berlin, arbeitssuchend
„Als ich klein war, hat mir meine Mutter erzählt, dass mein Geburtstag mal ein Feiertag war, weil die Menschen in der DDR an diesem Tag für ihre Freiheit gekämpft haben. In der Schule haben wir später das Thema einfach ausgelassen. Wir sind immer nur bis zur Nazi-Zeit gekommen – und dann ging es wieder von vorne los. Jetzt wohne ich in Berlin und habe das Gefühl, dass mir die Geschichte hier erst richtig bewusst wird. Ich gehe auch oft auf der Straße des 17. Juni spazieren, am Wochenende schlen-dere ich gern über den Flohmarkt dort. Der Tag selbst ist für mich kein Gedenktag, sondern einfach mein Geburtstag. Aber zu den Zahlen 17 und 06 habe ich eine ganz besondere Verbindung: Fast jeden Tag schaue ich zufällig genau um 17.06 Uhr auf die Uhr. Ich muss dann immer schmunzeln, weil ich denke: Das ist so absurd.“



***17. Juni 1940**

Horst Freyer, 72, Berlin, Krankenhaus-Dekan
„Am 17. Juni 1953 klebten meine Schwester und ich wie die Kletten am Radio. Ich war 13 Jahre alt, und wir versuchten, die Berichte aus Berlin zu verstehen. Wir lebten seit unserer Flucht aus Pommern 1945 bei meiner Tante in der Uckermark. Für mich war das System der DDR ein System, das Freiheiten beschnitt. Zum Beispiel in der Schule: Da gab es Lehrer, die uns Christen gegenüber offen waren, und es gab diejenigen, die uns diskriminiert haben. Ich war 1953 einfach froh, dass die Menschen frei sein wollten. Auch deshalb habe ich seitdem immer versucht, den 17. Juni als freien Tag einzurichten, als meinen eigenen Feiertag sozusagen. Als Priester bin ich in viele Gemeinden gekommen, und überall habe ich gespürt, dass die Menschen die Sehnsucht nach der Einheit in sich tragen. Ich bin der festen Überzeugung, dass der 17. Juni der Anfang war, der letztendlich 1989 auch zur Wende geführt hat.“

Ich werde nie vergessen...



Anne Hähmig, 24, Dresden

... wie oft ich bei diesem Seminar zum 17. Juni das Wort „Erinnerungskultur“ gehört habe.



Marcus Pfeiffer, 22, Braunschweig

... dass sich der Dunst nach Freiheit niemals unterdrücken lässt.



Julia Brömse, 22, Berlin

... wie ich nach Berlin gezogen bin.



Anne Weißschädel, 26, Hamburg

... wie meine Omma sagte: Für einen Nachtschlaf ist immer Platz!



Christina Schmitt, 24, Leipzig

... dass ich die Armbrust von meiner Oma bekommen habe.



Martha Dudzinski, 23, München



Christina Hecking, 23, Hamburg

... wie schön es daheim am Rhein ist.

... für all das Gute in meinem Leben dankbar zu sein. Und Kekse.



Maria Fuhrmann, 23, Mannheim

... wo ich herkomme.



Viktoria Kleber, 26, Berlin

... zu essen



Marc Etzold, 27, Berlin

... wie Fahrrad fahren funktioniert.



Franziska Schwarzmann, 27, Stuttgart

... dass es immer etwas geben wird, für das es sich einzustehen lohnt.

Die Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung gibt jährlich mehrere Magazine heraus, die bei verschiedenen Praxiskursen entstanden sind. Sie können im Büro der Journalisten-Akademie bestellt oder über die Webseite www.journalisten-akademie.com als PDF-Dokument heruntergeladen werden. Hier eine Auswahl:



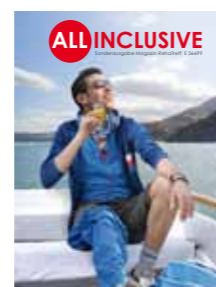
Ätsch
Interdisziplinäres Projekt 2011
in Hamburg



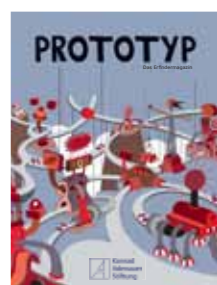
Schichtwechsel
Interdisziplinäres Projekt 2010
in Hannover



Klimamacher
Interdisziplinäres Projekt 2008
in Stuttgart



All inclusive
Themen-Akademie Print 2010
in Bonn



Prototyp
Interdisziplinäres Projekt 2007
in Stuttgart



Delikat
Interdisziplinäres Projekt 2012
in Freiburg



20 nach
Interdisziplinäres Projekt 2009
in Leipzig



Gordo
Themen-Akademie Print 2012
in Berlin

Impressum

Herausgeber:

Journalisten-Akademie der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
Rathausallee 12, 53757 Sankt Augustin
Telefon: 0 22 41 - 246 - 25 50
www.journalisten-akademie.com
www.kas.de/journalisten-akademie
www.kas.de

© 2013 Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN-Nummer: 978-3-944015-59-0

Gesamtleitung: Maria Grunwald (V.i.S.d.P.)

Chefredaktion: Stéphanie Souron, Maria Grunwald

Gestaltung: Judith Uhlemann, www.uhlemann-design.de

Illustration Quiz: Nadine Kalcher

Lektorat: Paul Grunwald

Redaktion: Julia Brömse, Martha Dudzinski,

Marc Etzold, Maria Fuhrmann, Anne Hähmig,

Christina Hecking, Viktoria Kleber, Marcus Pfeiffer,

Christina Schmitt, Franziska Schwarzmann,

Anne Weißschädel.

dreiundfünfzig ist das Ergebnis eines Praxiskurses der Journalisten-Akademie der Konrad-Adenauer-Stiftung vom 15. – 24. März 2013 in Berlin.

Mit freundlicher Unterstützung

von



DEUTSCHE
WOCHENSCHAU
FILMARCHIV

